Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 25 (1917)

Heft: 7

Artikel: Der Samariter

Autor: Horat, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-546288

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Samariter.

Skizze von A. Horat.

Mitternacht ist vorüber. Der volle Mond wirft ein helles Licht zur Erde und läßt jeden Baum und Strauch deutlich erkennen. Nur hie und da legen phantastische Wolkengebilde, die träge über den Mond hinschleichen, finstere Schatten über Feld und Flur. Straßen und Gassen sind verwaist und öde, finster blicken die von Sonne und Wetter gebräunten Holzhäuser des Dorfes Muotathal. Ruhe, Grabesstille waltet über der von des Tages harter Arbeit ausruhenden Bevölkerung.

In einem ärmlich aussehenden alten Hause abseits der Landstraße ist noch Licht. In der geräumigen Bauernstube kündet die alte Schwarzwälderuhr die zweite Morgenstunde an. Da erhebt sich ein stämmiger Aelpler von der Fensterbank und bietet dem ihm gegenübersitzenden Mädel die schwielige Hand zum Abschied. Ein finstrer Schatten lagert sich auf sein von der Sonne gebräuntes Antlitz, das sonst so fröhlich sich zeigt und einen etwas schalkhaften Zug um den etwas aufgeworfenen Mund verrät. Beim Sprechen glitzern zwei Reihen schneeweißer Zähne und seine etwas linkischen Bewegungen verraten den urwüchsigen Sohn der Alpen. Er ist nicht guter Laune und sehr schlecht gelingt es ihm zu verbergen, wie ein herber Kummer seine Seele quält. Heute sollte er ja in die Fremde und nun Abschied nehmen von seinem Lieb, der feschen Maid mit dem braunen Haar und den rosigen Wangen. Nicht extra schön ist sie; solcher Mädel gibt es im Tale noch viele, aber sie hat einen so schelmischen, berückenden Blick, der es dem strammen Aelpler, dem Philipp, angetan hat. Und was kann er dafür, daß das Mädel, diese Marie, die ihm so reizend erscheint, sein Herz gestohlen hat. Nicht war es seine Schuld, daß dieses Bauernmädchen bei Kirchweih und Fastnacht am liebsten mit ihm, dem Philipp von Illgau, tanzte, nicht von ungefähr erschien es ihm, wenn er beim „Dorfet" eine extra große Tasse schwarzen Kaffe erhielt. Wohl sah man den andern Burschen den Aerger an, daß die fröhliche Marie gerade den Illgauer-Philipp und nicht einen der Muotathalburschen bevorzugte. Er wußte es, daß sie ihn wohl leiden mochte, doch heute hat er sich nun Sicherheit verschafft. Heute wollte er wissen, ob sie ihn wirklich liebe. Sie hat ihm „Ja" gesagt und ausgesprochen haben sie sich über vieles, das nur Verliebte sich zu sagen wissen. In all der Freude über das gefundene Glück mahnte die Uhr unerbitterlich zum Aufbruch. Der arme Philipp soll nun Abschied nehmen, wo soeben die Sonne ihm erstanden, soll heute schon in die Fremde ziehen, um zu verdienen, jetzt, wo er doppelt gern geblieben wäre. Drum plötzlich die finstre Wolke in dem wenige Minuten vorher noch freudestrahlenden Antlitz. Es muß sein, nimm alle Kraft zusammen, durchzuckt's sein Gehirn und rasch entschlossen reicht er der Geliebten die Hand zum Abschied. „Bleib mir treu! Leb' wohl! Auf Wiedersehen!" Ein inniger Kuß und Philipps fester Schritt macht die alte Hausstiege knarren. Einige Tränen schleichen der Marie über die Wangen hinunter, während ihr Philipp schweren Herzens die Landstraße hinausmarschiert, um dann gen Illgau hinaufzusteigen. Gemischte Gefühle toben in seinem Innern. Es freut ihn gar unbändig, daß die Marie ihn liebt, umsomehr aber schmerzt es ihn, daß er heute fort muß in die Welt, fort von seiner Heimat, seiner Liebsten. Dann wieder erscheint ihm alles als ein grausamer Traum, als ein quälendes Spiel seiner aufgeregten Phantasie. Eine bange Ahnung, daß alles anders kommen werde, als er sich's träumt, umklammert sein liebendes, widerspenstiges Herz. Als trag' er Zentnerlast, so mühsam steigt Philipp den Berg hinan. Links neben ihm springt der Wasserfall ins Tal hernieder. Wie oft schon hat der wackre Alpensohn das Rauschen der niederstürzenden Wassermassen gehört; achtlos schritt er stets vorbei, doch heute kommt ihm das Rauschen gar eigenartig vor, er bleibt stehen und lauscht. Wie das Echo seines tobenden Herzens, so tönt ihm das tiefmurmelnde Geplauder der wildschäumenden Wasser in seinen Ohren. Ob er sich's wohl nur einbilde, oder ob wirklich die weißbärtigen Wellen in gleichmäßigem Tempo immer wieder sprechen: „Geh' nicht fort, geh' nicht fort!" Nein, nicht hören darf er diese Stimme, nicht befolgen diesen Rat. Fort muß er in die

weite Welt, sich das Brot zu verdienen. Das kleine väterliche Heimwesen eine halbe Stunde ob Illgau bietet nicht Arbeit genug für ihn und seine Brüder und er, als der jüngste von ihnen, muß den Wanderstab ergreifen. Ob's für ihn wohl Glück bedeute oder ob des grausamen Schicksals Tücke ihn zum Opfer erkoren? Solche und ähnliche ernste Gedanken beschäftigen lebhaft das Gehirn des sonst so ruhig und sorglos dahinlebenden Bauernburschen auf dem Heimweg von seiner Geliebten. Die Bergspitzen schimmern golden im Glanz der aufgehenden Sonne, als Philipp das ärmliche Häuschen, das ihm bisher ein liebes, heimeliges Obdach gewährt hat, erreicht. Bald sind seine wenigen Habseligkeiten gepackt, die Handorgel kommt in ein Wachstuch und wird auf der Handkoffer aufgebunden. Nach einem kräftigen Morgenimbiß und von den wohlmeinendsten Glückwünschen seiner Brüder begleitet, wandert der wackere Philipp talabwärts, fort, in die Fremde, dem Glück entgegen.

Zwölf Jahre später. Es ist im Juni. Der Regen prasselt hernieder, wild rauscht die Muota. Ein einsamer Wanderer, gut gekleidet und mit großem, schwarzem Hut angetan, entsteigt im Dorfe Muotathal dem soeben von Schwyz angekommenen Postwagen. Er ist der einzige Passagier. Wer wollte auch reisen bei diesem schon einige Tage dauernden Regenwetter, wer die Natur bewundern, wo sie ein so unfreundliches Gesicht macht. Dennoch leuchten fröhlich die Augen des schwarzbärtigen, stattlichen fremden Herrn, der mit gemessenem Schritt einer der Wirtschaften zuschreitet. Mit prüfendem Blick betrachtet er jeden ihm Begegnenden und ein eigentümliches Lächeln spielt nach jeder Begegnung um seinen Mund. Kannte man ihn denn wirklich nicht mehr, ihn, den vor zwölf Jahren ausgewanderten und ehemals im Muotathal gut bekannten Plilipp von Illgau? Hat denn keiner ein offenes Auge oder hat er sich wirklich so sehr verändert, daß er allen, auch seinen einstigen Schulkameraden, fremd vorkommt? Fast scheint es, als ob dieses Nichtwiedererkennen ihm Befriedigung gewährt. Jetzt kann er doch, ohne erkannt zu werden, sich erkundigen über alle seine ehemaligen Bekannten und auch über seine verlorene ..... Liebe, seine Marie, die ihm vor 12 Jahren .... ewige Treue geschworen, und hinein tritt er in eine der heimeligen Bauernwirtschaften. Die Wirtsstube hat sich nicht verändert in dieser langen Zeit, die gleichen Bilder blicken von den Wänden hernieder, die Stabellen und Tische stehen noch an ihren alten Plätzen. Er ist der einzige Gast. Von einer hemdärmeligen, blonden Tochter des alten Xaver, des Taglöhners, wird er bedient und ein kräftiges Nachtessen mundet dem fremden und hier doch so heimischen Gast. Doch plötzlich spielt ein schmerzhafter, herber Zug um seine Lippen. Die Vergangenheit wandert an seinem Geiste vorüber. Wie hat sich doch so vieles in seinem Innern geändert, wie war er hinausgezogen mit auflodernder, feuriger Liebe im Herzen, als armer, unerfahrener Bauernbursche und jetzt kommt er heim als liebesbetrogener, verschmähter, doch gereifter und wohlhabender Mann. Wie war er doch gewandert durch die schöne Schweiz und manche französische, ihm unbekannte Gegend. Er war als Küher tätig und stets beliebt bei seinen Meistern, war er doch von frühester Jugend an harte Arbeit gewöhnt und an ihm fehlte es nie, wenn ihm Gelegenheit geboten wurde, sich in seinem Fache und auch sonst weiter auszubilden. So konnte er durch den Besuch einer landwirtschaftlichen Schule seine praktischen Berufskenntnisse durch gründliches Studium erweitern. Wo er auch hinkam, wurde keine Gelegenheit versäumt, etwas fürs Leben Nützliches, Praktisches zu erlernen. Bereute er es doch keineswegs, durch Teilnahme an einem Samariterkurse sich große Kenntnisse im Körperbau des Menschen, in den Verrichtungen der einzelnen Organe und erster Hilfeleistung bei Unfällen und Verletzungen erworben zu haben. Wie oft schon hat er durch seine Tätigkeit als Samariter sehr Gutes leisten, ja schon zweimal Leben retten können. Den Lohn dafür trägt er in seiner Brust und niemand kann ihm seine Befriedigung und seine Kenntnisse rauben. Seiner Pflichttreue aber und seinem Lerneifer hatte er es zu verdanken, daß er stets gutbezahlte und immer bessere Stellen erhielt und die letzten vier Jahre als Sachwalter eines größern Rittergutes der Normandie ein reichliches Einkommen und eine geachtete Stellung innehatte. Er konnte mit sich selbst zufrieden sein, um so weniger aber mit seiner ehemals so innig geliebten Marie, die ihm in der ersten Zeit seiner Abwesenheit fleißig und liebevoll schrieb. Nach und nach aber waren die Briefe seltener geworden, bis die

seinigen ganz unbeantwortet blieben. Was hatte er anders machen können, als seinen Brüdern schreiben und sie um Auskunft über das Stillschweigen seiner Geliebten bitten! Und da traf ihn eines Tags die herbe, bittere Nachricht, sein Schatz, der ihm Treue gelobt, habe — geheiratet. Wie hatte es ihn damals geschmerzt. Fast konnte er es nicht fassen, nicht glauben, daß er so betrogen, so elend hintergangen worden sei. In strenger Arbeit suchte er dem Seelenschmerz loszuwerden, zu vergessen, daß einer Treulosen er sein Sinnen und sein Herz geopfert. Da heilte mit der Reihe Jahre die blutende Herzenswunde zu einer Narbe aus, die vom Ernst des Lebens eine beredte Sprache spricht und auf das jugendfrohe Antlitz den Stempel des Männlichernsten drückt. Jetzt ist ja aller Schmerz vorüber, doch ihn vergessen, das kann er nicht. Er liebte sie nicht mehr, sein Herz schlug nicht mehr für sie. Doch ein gewisses Etwas pocht in ihm, das gebrochene, betrogene Herz, das fast wie nach Rache schreit. Jahrelang hatte es geschwiegen, doch jetzt an der Stätte seiner ersten und einzigen Liebe, in seiner Heimat, werden die Erinnerungen wieder wach. Einen Unwürdigen, den roten Michel, hatte sie ihm vorgezogen und ihn, den Treuen, verstoßen, verschmäht. Doch nun fort mit den trüben Gedanken, fort mit finstern Rachegelüsten. Nicht würdig eines Samariters sind solche Gedanken. Darum aus dem Kopf mit ihnen.

Der Regen prasselt immer noch hernieder und immer heftiger plätschert es an die Fensterscheiben der schlichten Kammer des unbekannten Fremden. Er will schlafen, will ausruhen von den Strapazen seiner großen Reise, doch trotz der Müdigkeit findet sein unruhiger Geist nicht den erquickenden, stärkenden Schlaf. Er ist zu aufgeregt. Seine Erinnerungen lassen ihn keine Ruhe finden. Der Fremdling steht auf, da ihn der Schlaf doch flieht und spaziert in seinem kleinen Zimmer auf und ab, seiner erregten Phantasie freien Lauf lassend. Da lehnt er seine heiße Stirne an die kühlenden Fensterscheiben und blickt hinaus in die ungemütliche, finstre Nacht. Keine funkelnden Sterne begrüßen seine Heimkehr, keine fröhlichen Mädchenstimmen erklingen, kein lustiger Jauchzer dringt an sein Ohr, nur die wildschäumende Muota brummt ein unheimliches Lied, gleichsam, als wollte sie ihm grollen ob seines langen Fernbleibens. Da schlägt die nahe Kirchenglocke die zehnte Stunde, ein wohlbekannter, trauter und so lieblicher Laut, der ihn zu begrüßen scheint. Leise, ganz leise klingt er noch aus. Ruhe lagert wieder über dem Muotathal. Nur das Geprassel des Regens und das Grollen und Rollen der Muota stören die Stille der Nacht. Da sieht er auf einmal aus der Finsternis ein Licht aufleuchten, da ein zweites, ein drittes und immer werden deren mehr. Menschliche Stimmen, wirr durcheinander, dringen von der Straße herauf an sein Ohr. Neugierig, was wohl da unten vor sich gehe, öffnet er das Fenster und späht und horcht hinaus. Da auf einmal klingt's vom Kirchturm herunter in jammernden Tönen und ins Rauschen des schäumenden Regens und immer heftiger werdende Rollen der Muota wimmern die ehernen Stimmen. Das ist Sturm. „Was ist los?“ ruft der Fremdling auf die Straße hinunter einem Vorüberspringenden nach. „Die Muota kommt!“ hallt's herauf. Den Mantel übergeworfen, den Hut aufgesetzt und zum Hause hinaus ist das Werk eines Augenblicks. Bald steht Philipp inmitten einer hastig die Häuser plündernden, klagenden und lärmenden Menschenmenge. Frei, ungehemmt wälzt sich die wilde Muota durch die Straßen des Dorfes. Hier zerreißt sie den Damm, tobt und schäumt. Ein, zwei, drei Häuser fallen zusammen wie Kartenhäuschen, hier wiederum wühlen die tobenden Wasser tiefe Löcher ins Erdreich und wo sie Widerstand finden, da bäumen sie sich hoch auf, überschlagen sich und wüten mit vermehrter Kraft, bis das Hindernis der zornigen Flut weichen muß. (Schluß folgt.)

Ersatz für Stärke zum Steifen der Wäsche.

Einen vorzüglichen Ersatz für die Stärke zum Steifen der Wäsche kann man aus Roßkastanien im Haushalt selbst herstellen. Nachdem die Früchte geschält sind, legt man sie etwa eine Stunde in Wasser, reibt sie möglichst fein und verrührt sie mit Wasser zu